Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 5

Artikel: Ave Maria

Autor: Stickelberger, Emanuel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634622

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sichter ging das wunderlichste Staunen. „Dat is aber e schöns Kleid", stotterte der ältere und zeigte auf die Braut. Und der kleinere faßte sich ein Herz, ging auf die Dame zu und begann mit den runden, weichen, aber nicht eben saubern Händchen an dem seidenen Gewand zu hämpfeln. Sie konnte ihr Kleid nicht besser schützen, als indem sie die weichen runden Fingerchen in ihre Hände schloß.

Endlich trat der Beamte in die Stube. Er war hoch und breitschulterig, reichte mit dem Kopf bis an die Decke. Sein Leib erschien mächtig, sein Schatten drückte auf das Licht im Zimmer. Aber ein voller weicher, in den Farben zwischen Braun und Dunkel glänzender Bart gab ihm mehr als bloß Würde und Kraft, fast etwas wie eine Glorie der Männlichkeit.

Er begrüßte die Brautleute unbefangen, doch in bäuerlicher ehrlicher Art. Der Braut schmerzte die beringte Hand unter dem festen Händedruck.

Dann öffnete er den Schrank. Das große Protokoll mit den Eheeinträgen schlug er über dem schweren Nußbaumtische auf. Die Schrift des Beamten war fest und kräftig, auch leicht zu lesen. Aber die Unterschriften der Eheschließenden standen wie unruhige Ameisenzüge, kreuz und quer, geduckt, einem Schicksal ergeben, oder hoch hinausfahrend darunter. Eine Weile, während der Beamte ein Formular suchte, starrten Braut und Bräutigam auf dieses Buch. Und sie erkannten in ihm ein Gesetz, eine höhere Erfüllung ihres Lebens. Ueber ihre Tage hinaus, für alle Generationen blieb es das Nachschlagewerk nach Vater und Großvater, auch wenn sie längst zu Staub geworden sind.

Gustav drückte Sylvia die Hand. Noch nie war ein so ernstes und tiefes Empfinden der Liebe in ihm gewesen.

Der Beamte sprach vor dem aufgeschlagenen Buch in feierlichem Tone:

„Durch die Ehe, welche Ihr einzugehen Willens seid, verbindet Ihr Euch zu ehelicher Gemeinschaft und Treue. Ihr verpflichtet Euch vor dem Gesetze des Volkes, als Gatte und Gattin, das Wohl der Gemeinschaft zu wahren und für die Kinder zu sorgen. Ihr schuldet einander Treue und Beistand. Es ist ein heiliges Band, das Euch umschließt und das oberste Gesetz des Landes gibt ihm die Anerkennung und Weihe. Aber am tiefsten sei es in Euch verknüpft. In der Liebe und Geduld und der Neigung von Mann und Weib, womit der Schöpfer die Fortpflanzung und Vermehrung der Menschen gesichert hat."

„Und nun frage ich Euch, Herzog Gustav: Wollt Ihr die Ehe mit Fräulein Sylvia von Rott eingehen?"

„Ja", sprach er ernst und fest.

Die gleiche Frage richtete der Beamte an die Braut und begleitet von einem freien starken Blick, um den kein Schleier verlogener Züchtigkeit gehüllt war.

„Ja", sagte sie. Und gewahrte, wie nie früher, die heiße glückliche Erwartung des neuen Lebens.

„Ich erkläre Euch kraft des Gesetzes als zu Mann und Frau verbunden".

Und als der Beamte das sagte, fühlten die jungen Eheleute sich in einer eigenen Würde in einem neuen Rechte groß. Gusti empfand nicht anders als seine Frau. Und er wußte auch: Diese Verkündigung kam aus dem starken Untergrund des erlebten Eheglückes des Beamten.

Dann setzte er sich zu dem jungen Ehepaar. Als sie gleich aufbrechen wollten, bat er sie noch eine Weile zu plaudern. Das sehe auch gar nach der Form aus. „Herz... Freundschaft muß auch dabei sein."

Nun, sie wären das siebenzehnte Ehepaar, das er in neun Jahren verbunden habe. „Viel für die kleine Gemeinde im Berg, wo viele junge Männer weiter ziehen. Zu Glück und Unglück sind diese Ehen ausgegangen. Mehrteils zu Glück. Und ich denke immer: Wenn sie's finden wie ich...." Da lächelte er über das schöne starke Gesicht, es ward der jungen Frau dabei warm in der Seele.

„Siebenundsechzig Kinder sind aus diesen Ehen schon eingetragen. Wenn ich das Buch aufschlage, kommt's mir wie Fragen entgegen. Und doch ist's Freud', große Freud! Schon ein Volk. Was wird das einmal werken in der Gemeinde und darüber hinaus? Leid und Freud wird es erleben und viel vom Schönsten im Menschen, der Liebe zueinander."

Da kam auch das Weib des Beamten aus dem Garten. Sie trug braune Erde an den Schuhen, der grobe Rock war kurz geschürzt. Sie hatte dem Mädchen das Büblein abgenommen und trug es auf den Armen, eines zerrte rechts und eines auf der linken Seite an ihrem Kleid, ein Mädchen trippelte mit verschüchteter Neugier hinter ihr her. Eine schöne Mutterfreude war auf ihrem Angesicht.

Aufrecht und stark gingen die jungen Eheleute vom Hause fort. Die Pfütze lauerte noch in der Gasse, aber lachend setzten sie sich über sie hinweg.

Und der blütenvolle rote Nelkenstock leuchtete noch einmal auf, als sie im Auto vorüberfuhren, eng aneinander geschmiegt, und zu Treue und Gemeinschaft verbunden für alle Tage.

Ave Maria.

Von Emanuel Stickelberger.

Das Orchester beendet ein Stück von Suppé
Im elektrisch erstrahlenden Großstadtcafé.
Cigarettenqualm, blauer, hängt an der Decke.
Ich lehne fremd in einer Ecke
Und blicke in eitle, blasierte Gesichter.
Da nistet ein sattes, befracktes Gelichter,
Und handelt und händelt, und lacht und schwatzt,
Und schnödet und ödet, und trinkt und schmatzt.

Wie oft war ich selig in Einsamkeit:
Hier fühle ich nichts als Verlassenheit.

Nun ist die Pause der Musiker um;
Von neuem geigt's auf dem Podium.
Doch horch: das ist keine Wirtshausweise!
Das Cello beginnt so süß und leise,
Es singt, verzückt und glaubensfroh
Das Ave Maria von Gounod.
Das fleht und lobpreist und durchzittert die Luft,
Die weltlich sünd'ge, gleich Weihrauchduft,
Das klingt wie ein Vorschmack der Ewigkeit!
Und das Publikum? Es lärmt, es schreit,
Es tuschelt und mauschelt von Spekulationen,
Es schimpft auf Steuern und Emissionen,
Es spreizt sich dünkelhaft selbstgefällig
Und ist auf seine Art gesellig.

Derweil betet das Cello sein Ave Marie
In brünstig hinreißender Melodie;
Sie wirbt, sie drängt, die Herzen zu regen,
Die Sinne vom Alltag fortzubewegen.

Umsonst! Ich sehe kein Auge leuchten,
Keine Wimper in seliger Rührung sich feuchten!
Sie schieben in Zucker, sie schwatzen von Pferden,
Vom Zukunftsstaat, wie's da anders soll werden,
Sie hocken in Nischen und raunen frech
Zu geschminkten Weibern ihr geiles Blech!

Da verklingt, als wie ein schöner Traum,
Das Engelslied im unheiligen Raum.

Es steht ein Gleichnis im Bibelbuch
Von Perlen vor Säuen. Oh Großstadtfluch!